

3. III. 1919

93

Die Gartenbauschule für Frauen.

Die Berufswahl der Mädchen gehört zu den schwierigsten Entscheidungen im Familienleben. Jedes Fach beinahe gilt als überfüllt, namentlich soweit höhere Berufe in Betracht gezogen werden, in jeder Arbeitskategorie wird dringend, wird fast flehentlich vor Zuzug gewarnt. Der Arbeiter wie der Hochschulprofessor stehen mit gleicher Ratlosigkeit der Frage gegenüber: was mache ich aus meinen Mädchen? So war die Lage noch bis vor kurzem und außer der angenehmen Wahl, in einen überfüllten oder in einen erbärmlich gestellten Beruf einzutreten, schien die Welt für das junge Mädchen mit Brettern vernagelt zu sein. Nun erschließen sich langsam neue Wege, neue Möglichkeiten tun sich auf, an die die frühere Generation nie gedacht, nie denken getommt. Zu den lockendsten Aussichten zählt der Beruf der Gärtnerin, der eine Zukunft frohen, werttätigen Lebens eröffnet wie wenig andere. Und auch dem Großstadtkind ist diese Zukunft zugänglich. Vor einigen Jahren (1913) hat sich vor den Toren Wiens eine Gartenbauschule für Frauen aufgetan. Wer ihr einen kleinen Besuch abstattet, erfährt gar manches, was ihm fremd gewesen und was wie ein frohes Märchen klingt. Zum Beispiel, daß es noch Handelszweige gibt, in denen Deutschösterreich, ja insbesondere unsere engere Heimat eine natürliche Vorzugsstellung einnimmt, oder doch einnehmen könnte, daß wir Handelsprodukte besitzen, die sogenannten „Halbfabrikate“ des Gartenbaues, um die unsere Nachbarn, die Ungarn und Tschechen sich — Wunder über Wunder! — emsig bemühen, Handelsprodukte, für die uns ein reiches, schier unbegrenztes Absatzgebiet gewiß ist, wenn wir nur tüchtig zugreifen wollten. Mit diesen Zukunftshoffnungen hängt es auch zusammen, daß der Gartenbau in allen seinen Formen (Blumen-, Obst-, Gemüse- und Blumenzucht) Platz bietet für aufstrebende Kräfte und daß hier, wenn alle anderen Fächer überfüllt sind, immer noch Arbeit genug ist für fleißige Hände. Denn die Natur ist unerschöpflich in ihrer Güte und Geseßlichkeit, sie lacht mit keinem ihrer Schätze und etwas von ihrer frohen Wärme strömt über euch alle, die in weichem Vertrauen sich ihr hingeben. Darum ist der Gedanke, Mädchen und Frauen diesem Schaffenszweig zuzuführen, von vorneherein so anheimelnd und erfreulich. Er bleibt es auch vom praktischen Standpunkt betrachtet, denn der Gartenbau sichert den Frauen eine Zukunft und redlichen Erwerb. Zieht man heute doch schon in manchen Fällen die Gärtnerin dem Gärtner vor und haben doch alle Absolventinnen der Raasgrabenschule, soweit sie sich nicht zu weiterer Ausbildung nach Deutschland begaben, gut bezahlte und angenehme Stellen gefunden.

Der Beruf gehört überdies zu den gar nicht zahlreichen Frauenberufen, die sich vortrefflich mit häuslichen und Mutterpflichten vertragen. Die Handelsgärtnerin kann mit geringem Pachtland, mit kleinen Mitteln in Treibhäusern allüberall ihre Pflänzchen züchten und noch ein paar Menschenpflänzchen daneben betreuen. Die körperliche Anstrengung, die der Gartenbau erfordert, läßt sich für den „gelernten“ Gärtner auf ein Mindestmaß reduzieren. Freilich, beim Lernen muß alles betrieben werden. Die Schülerinnen — zum großen Teil absolvierte Mittelschülerinnen — führen Mist, fegen die Kleintierställe, graben das Feld um und füllen die Kofzöfen der Treibhäuser. Sie schneiden sich beim Oulieren mit dem haar-scharfen Messer in die zarten Finger und rühren eifrig die Jauche um. Sie arbeiten bei Schnee und Regen, bei Wind und Wetter im Freien, plätzchnaß und durchfroren. Aber deswegen geht es doch fröhlich genug zu in den weiten Gärten und den Treibhäusern mit den „Vermehrungsbeeten.“ In Rubenhosen, mit Golschuhen an den Füßen, arbeitet die fröhliche Schar, singt falsch und seelenvergnügt die dümmsten Lieder von der „gold'nen, gold'nen Jugendzeit“, ist ganz Eifer, Ehrgeiz, Lernbegier. Der Obergärtner, ein blonder biederer Hüne aus dem Würzburger Land — anscheinend weit und breit das einzige männliche Wesen — erzählt den Besuchern von den kleinen Kästchen, die für unverständige Stadtleute insgesamt wie mit Unkraut besät erscheinen, die merkwürdigsten Dinge. Daß Jahreszeiten im Gartenbau ein Vorurteil sind und ein „Schleidermaul“ die ersten Bohnen zu Weihnachten oder Maiglöckchen im November haben könnte und daß die Kunst der Pflanzenzucht nicht nur geschickte Hände, sondern vor allem einen offenen Kopf fordert. Seine Schülerinnen hält der Lehrer in stammer Zucht. Er wettert nicht schlecht, als er einen Baum, eine „Palmettenform“, antrifft, der „verkuhwebelt“ ist (das heißt verpagt.) Von der Reinigung des Stalles bis zur Rentabilitätsberechnung, von der Anlegung des Treibhauses und vom Fuhrwerkswesen bis zur Chemie lernen die jungen Gärtnerinnen alles, was auf ihr Fach Bezug hat. Im Anfang gibt es wohl manche heimliche Träne, manches Zurückschrecken. Aber das gibt sich rasch und die harte Arbeit, die die Schulung erfordert, verhindert, daß die Sehnsucht nach der Scholle hier hysterische Formen annimmt. Die Liebe zur Natur und der Gartenbau ist hier nicht Modesache wie im Salon der Stadt. Hier ist alles frohe, klare, zielbewusste Arbeit, die kluge Leiterin der Anstalt weiß zu verhindern, daß sich Aestheten- und Snobium breitmacht. Für Modeliebhaber gibt es einen Abzugskanal — einen mehrwöchigen Externistenkurs. Wer aber auserwählt wird — die Aufnahme ist gegenwärtig durch die Lebensverhältnisse sehr beschränkt —, die Gartenbauschule zu besuchen, der hat teil an dem Segen freudigen Lernens, zukunftsfrohen Schaffens. Freilich, die Schule ist für Proletariatsverhältnisse teuer und eigentlich wird zum Eintritt eine höhere Bildung als jene der Bürgerschule gefordert. Aber dem einen Uebel hilft die verständige Leitung ab, die Ausnahmen gelten läßt, dem anderen sollte der Staat durch Schaffung von Freiplätzen abhelfen. Es wäre im höchsten Grade zu wünschen, daß sich auch die Kinder des Arbeiters diesem neu erschlossenen Tätigkeitszweig zuwenden, dieser Arbeiter der Segen des Schaffens und Gestaltens, die Freude des Nutzenbringens vom ersten Tag an innewohnt.

K. M.